
DAS ZEITALTER DER EXTREME

Rezension von: Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991*, Michael Joseph, London 1994, 626 Seiten, £ 19,99.

Eric John Hobsbawm hat es geschafft. Es ist dem 1917 geborenen Gelehrten gelungen, noch vor dem 80. Lebensjahr seine großartige Trilogie über das „lange 19. Jahrhundert“ von 1789 bis 1914 mit einem in sich dreigeteilten Monumentalwerk über das „kurze 20. Jahrhundert“ von 1914 bis 1991 (dem Jahr des Zerfalls der Sowjetunion) zu krönen. Dem legendären „Zeitalter der Revolutionen“ von 1789 bis 1848, der „Blütezeit des Kapitals“ von 1848 bis 1875 und dem „imperialen Zeitalter“ von 1875 bis 1914 folgen nun Überblicke über das „Zeitalter der Katastrophen“ von 1914 bis 1945, das „goldene Zeitalter“ 1945 bis etwa 1975 und die zunehmend krisengekennzeichneten Jahrzehnte danach.

Wie üblich sind die Rezensionen hymnisch, Hobsbawms neues Monumentalwerk hat zwischen Oktober 1994 und Februar 1995 bereits acht Auflagen erlebt.

Woran liegt dieser grandiose Erfolg? Sicherlich nicht nur daran, daß es Hobsbawm versteht, mit „Datenlawinen“ geschickt ausgewählter Statistiken und Zitate den Leser zu beeindrucken. Entscheidend ist vermutlich, daß Hobsbawm das besitzt, was vielleicht zum wertvollsten Erbe des heute im hegelianischen Mehrfachsinn aufgehobenen Marxismus zählt: den Blick aufs Ganze. Es ist diese Vision der gesamtgesellschaftlichen Dynamik, in klarer bildhafter Sprache formuliert, die Hobsbawm oft zu außerordentlich brillanten Kernaussagen führt. Sie ist

es, die Ökonomen ebenso fasziniert wie Historiker oder auch breitere Schichten des intellektuellen Publikums, das es gottlob auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch gibt. Der mächtige Band mit seinen über 600 Seiten ist natürlich nicht resümierbar. Einige kurze Anmerkungen seien aber doch gestattet.

Die Periode des Ersten Weltkrieges, der nur kurzen Nachkriegserholung und der Weltwirtschaftskrise als Übergang zum Zweiten Weltkrieg wird von Hobsbawm zu Recht als „Zeitalter der Katastrophe“ bezeichnet. In der Einleitung seines Buches bekennt der Autor übrigens, daß dieses Buch im wesentlichen einen Zeitabschnitt betreffe, in dem er Meinungen und Vorurteile als Zeitgenosse eher denn als Gelehrter gesammelt habe: das wird vielleicht am deutlichsten in manchen Passagen dieses ersten Teiles. So kommt hier (aber auch später) der „Katastrophenaspekt“ des Aufstiegs der Sowjetunion, deren Konfrontation mit dem Rest der entwickelten Welt die Geschichte dieses Jahrhundert prägen sollte, ungewöhnlich milde zur Sprache. Hobsbawm, der in seiner Jugend lange stalintreuer Kommunist und später Euro-Kommunist war, möchte, so scheint es, die Ideale und den Glauben seiner Jugend nicht gänzlich desavouieren, obwohl er sich in seinen Schlußkapiteln heroisch mit dem „Ende des Sozialismus“ konfrontiert. „Ob die sogenannte Oktoberrevolution ein Putsch gewesen wäre, wie antikommunistische Historiker argumentiert haben“ (S. 62), erscheint Hobsbawm etwa als weitgehend irrelevant, obwohl er sieben Seiten weiter bemerkt, daß ein „bedeutender Irrtum der Bolschewiken 1920 ihre Spaltung der internationalen Arbeiterbewegung gewesen“ sei, die er völlig zu Recht darauf zurückführt, daß „Lenin und die Bolschewiken nicht eine internationale Bewegung sozialistischer Sympathisanten wollten, sondern ein Korps vollkommen

engagierter und disziplinierter Aktivisten, eine Art globaler Einsatztruppe für die revolutionäre Eroberung“ (S. 69). Deutlicher könnte man den putschistischen Charakter des leninistischen Parteityps nicht ausdrücken – und Hobsbawm macht auch an anderen Stellen deutlich, daß die fatale Mobilisierung autoritärer Konservatismen und Faschismen als „Retter gegen den Bolschewismus“ stets an diesem Schreckgespenst der bolschewistischen Diktatur ansetzen konnte.

Natürlich kann man von einem so umfassenden Buch keine wirklich fundamentale Gesamtdarstellung zweier Weltkriege und einer Weltwirtschaftskrise erwarten, über die schon Bibliotheken geschrieben wurden. Höchst erfreulich ist es aber, daß Hobsbawm auch dem „Überbau“ von Kunst und Kultur stets ein Kapitel widmet. Diese gehören jeweils zu den persönlichsten des Bandes: So stellt der Autor (S. 184) fest, er sei zwar „zwischen den großen Architekturmonumenten der liberalen Bourgeoisie“ im Wiener Ringstraßenbereich aufgewachsen, habe aber durch eine „Art kultureller Osmose gelernt, daß diese als entweder verlogen oder pompös oder beides angesehen werden müßten“. Mit einigem Bedauern stellt er fest, daß solche Gebäude en masse bis in die fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts – „die katastrophalste Periode in der modernen Architektur“ – abgerissen worden wären. Die stets quantitativ und „proportionenorientiert“ motivierte Sicht des Autors erweist sich übrigens auch im kulturellen Bereich als sehr fruchtbar – etwa wenn er den dünn gewordenen Firnis traditionellen Hochkulturkonsums dadurch charakterisiert, daß das „Konzertpublikum für klassische Musik in New York bloß 20.000 bis 30.000 Menschen (von 10 Millionen Einwohnern) ausmacht“ (S. 421).

Hobsbawms vielfältiger, heute würde man sagen, multikultureller Werdegang zwischen Wien, Berlin, London

und Cambridge (mit Geburtsort Ägypten) erweist sich als besonderer Vorteil für seine globale, interkulturelle Sicht. Das Schlußkapitel des ersten Teils „End of Empires“, spiegelt diese über-nationale Perspektive in großartiger Weise wider. Die eurozentrische Sicht wird hier in souveräner Art transzendiert, wie etwa auch später in der Würdigung der islamischen Revolution (S. 455). Der Untergang der kolonialen Imperien war allerdings in gewissem Sinn auch das Ergebnis europäischer Entwicklungen, speziell des Zweiten Weltkrieges: Der für Hobsbawm selbst und seine marxistischen Freunde noch 1939 „unvorstellbare“ Untergang des britischen Weltreiches, aber auch wichtiger französischer und niederländischer Kolonien in Ostasien wurde nicht zuletzt durch den relativ problemlosen Sieg der Japaner in der Anfangsphase ihres asiatischen Feldzuges beschleunigt (S. 216). Indien wurde zwar nicht erobert, aber die Quit-India-Bewegung der Kongreßpartei 1942 war ein deutliches Zeichen – und die großen Sieger des Krieges, die USA und die Sowjetunion, waren aus unterschiedlichen Gründen beide Gegner der alten Kolonialsysteme.

Es muß kaum noch betont werden, daß Eric Hobsbawm ein genialer Zitierer ist: Nicht ohne Bosheit erinnert er etwa, daß der zukünftige Nobelpreis-Ökonom Paul A. Samuelson mit einer Arbeit aus 1943 („Full employment after the war“ in: S. Harris (ed.) „Post-war Economic Problems“, S. 27–53) für die Nachkriegszeit „die größte Arbeitslosigkeit ...“, die je eine Wirtschaft zu konfrontieren hatte“ erwartete. Hobsbawms Sinn für erhellende Statistiken wird besonders in den Abschnitten über die „soziale und kulturelle Revolution“ nach 1945 deutlich. Vor dem Zweiten Weltkrieg hätten selbst Deutschland, Frankreich oder Großbritannien, drei der entwickeltesten Länder, nur etwa ein Promille Studentenanteil an der Bevölkerung

gehabt, während dieser heute bei etwa 2,5% bis 3% der Bevölkerung liegt (S. 295). Das große quantitative Wachstum der Massenuniversitäten bringt Hobsbawm auch in korrekte Beziehung zur bedeutenden Rolle der Studentenunruhen 1968 etwa in den USA und Frankreich.

In England und Wales, vermerkt Hobsbawm, gab es 1938 eine Scheidung pro 58 Heiraten – aber Mitte der achtziger Jahre eine pro 2,2 Heiraten (S. 321). Deutlicher könnte man die dramatischen Änderungen in der Familienstruktur kaum darstellen. Während die Ein-Personen-Haushalte während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts in Großbritannien etwa 6% ausmachten, verdoppelte sich ihr Anteil zwischen 1960 und 1980 annähernd von 12% auf 22% aller Haushalte und erreichte 1991 mehr als ein Viertel (S. 322). Auch das Verschwinden der Bauernschaft als große gesellschaftliche Gruppe und politische Kraft in den westlichen Ländern illustriert Hobsbawm mit ähnlichen Statistiken.

Ein wenig verwunderlich ist es, daß Hobsbawm den dritten Teil („The Landslide“) seines großen Werkes in so düsteren Farben malt. Es dürfte kein Zufall sein, daß das letzte Wort seines Buches „darkness“ lautet (S. 585). Signifikanterweise heißen zwei Kapitelüberschriften „Das Ende des Sozialismus“ (S. 461) und „Der Tod der Avantgarde“ (S. 500). Eric John Hobsbawms persönliche politische und ideologische Enttäuschungen dürften hier in doch recht starker Weise durchschlagen: Nicht umsonst ist eines seiner Einleitzitate über dieses Jahrhundert Yehudi Menuhins Ausspruch: „Wenn ich das 20. Jahrhundert zusammenfassen müßte, würde ich sagen, daß es die größten Hoffnungen erweckt hat, die die Menschheit je empfunden hat – und alle Illusionen und Ideale zerstört hat“ (S. 2). Mit einer Art von Heroismus erkennt der alte Linke an, daß sogar manche

der „Schockbehandlungen“ Margaret Thatchers notwendig gewesen seien (S. 412), und setzt auch offenbar keine Hoffnungen mehr in verstaatlichte Industrien. Auch was die „Verbesserbarkeit der Menschen“ betrifft, hat Hobsbawm alle Illusionen verloren – einer seiner genialen Vergleiche betrifft hier die Geschwindigkeitszuwächse der maschinellen Bewegung im Vergleich zum 100-m-Rekord (S. 414). Was den Realsozialismus betrifft, stellt der Autor aber dennoch mit souveränem Sarkasmus fest, in diesem sei in der Tat so etwas wie ein „sozialistischer Mensch“ entstanden – der wenigstens (zeitweilig) Paul Lafargues „Recht auf Müßiggang“ realisiert habe (S. 478). Während Hobsbawm dem katastrophalen politisch-wirtschaftlichen Aktivismus von Maos China allerdings mit großer Schärfe gegenübertritt, scheint er der heroischsten, aber auch blutigsten Phase des Realsozialismus, den stalinistischen dreißiger und vierziger Jahren, immer noch mit einem Rest von Jugendenthusiasmus verbunden. Der wahnwitzige Schwerindustrie-Fetischismus, der heute riesige unverwendbare Industrieruinen und Umweltprobleme hinterläßt, wird von ihm immer noch mit einem Rest von Verständnis gesehen – auch wenn er konstatiert, daß die Struktur der Sowjetökonomie Mitte der achtziger Jahre (80% mehr Stahl als die USA, fünfmal so viele Traktoren), einem hoffnungslos veralteten Industrialisierungsmodell entsprach (S. 247).

Sehr zutreffend ist allerdings die Bemerkung des alten Marxisten Hobsbawm, daß gerade der Untergang des Realsozialismus die Marx'sche These des Eintretens einer sozialen Revolution, „wenn die Produktionsverhältnisse zu Fesseln der Produktivkräfte“ würden, bestätige (S. 497). Jene Angehörigen der Linken, die der großen Wende von 1989/90 immer noch den Ehrennamen der Revolution im historischen Sinn versagen wollen,

sollten sich dieses Argument eines alten Revolutionstheoretikers einmal genauer überlegen.

Natürlich kann Hobsbawm nicht immer über seinen Schatten springen. An mehreren Stellen argumentiert er, nicht besonders überzeugend, gegen den „totalitären“ Charakter des Sowjetsystems – wohl weil dies eine typische Terminologie des kalten Krieges war (z. B. S. 393). Aus den gleichen Gründen verneint Hobsbawm wohl die Frage, ob irgendein ernsthafter französischer Romanautor nach 1945 eine internationale Reputation entwickelt habe (S. 503). Hier wäre mit Sicherheit Albert Camus zu nennen gewesen.

Vielleicht durch persönliche leidvolle Erfahrung bedingt, sind auch Hobsbawms seltene Hinweise auf Österreich etwas unausgewogen. So meint er, „dieser stark nationalsozialistische Teil Hitler-Deutschlands sei bloß durch eine Wendung der internationalen Diplomatie nach 1945 unter die Unschuldigen gereiht“ worden (S. 176) – eine Behauptung, die die blamable Preisgabe der Unabhängigkeit dieses Landes 1937–1938 gerade durch Großbritannien (ähnlich wenig später jener der Tschechoslowakei) „verdrängt“.

Kleinlichere Kritiker könnten sich auch an Hobsbawms Feststellung des relativ „neutralen“ Charakters von Vielvölkerstaaten vor 1914 stoßen (es gab ja damals etwa recht beachtlichen Magyarisierungs- und Russifizierungsdruck) und sein Fehlverständnis des Begriffes „Null-Summen-Spiel“ kritisieren (dieses wird an mehreren Stellen, z. B. S. 29, als eines betrachtet, das nur „total gewonnen oder verlo-

ren“ werden kann – während seine Definition in Wahrheit nur bedeutet, daß Auszahlungen und Verluste in Summe ident sind, also nicht etwa alle Teilnehmer des Spiels zugleich gewinnen oder verlieren können).

Hier ist aber letztlich keine Beckmesserei angebracht. Eric John Hobsbawms Buch ist die Krönung eines großartigen Lebenswerkes.

Der Verfasser hat lange schon im stillen gehofft, daß Hobsbawms eindrucksvolle historische Buchserie über das „Zeitalter der Revolutionen“ bis möglichst nahe an die Gegenwart herangeführt werden möge und diesen Wunsch dem Gelehrten sogar einmal brieflich vorgetragen. Daß es Hobsbawm nun vergönnt ist, sein Lebensprojekt in so souveräner Weise abzurunden, ist eine wirkliche Quelle der Begeisterung für viele, die sein Werden über die Jahre verfolgt haben.

Hobsbawms Melancholie eines „alten Linken“, der in Solidarnosc eine „echte Arbeiterbewegung“ (S. 398) ortet, die aber „antisozialistisch“ gewesen sei, seine etwas unkritische Würdigung der formalen Wachstumsraten des Stalinismus und sein latentes Bedauern gegenüber dem Zerfall der Sowjetunion, der das Schlußdatum seiner Periodisierung setzt, mag man nicht unbedingt teilen.

Höchsten Respekt vor dem Wissen des Autors, seinen oft ungewöhnlich brillanten Formulierungen und vor dem im ganzen klaren und unbestechlichen Blick auf die ökonomisch-historischen Weltzusammenhänge wird aber niemand Hobsbawm versagen können.

Robert Schediwy